



Baugruben statt weidende Kühe, Aushubhügel statt Obstbaumanlagen – oberhalb von Oberseen ist heute, ein Jahr nach Baubeginn, schon alles anders. Bild: Heinz Diener

# Grossbaustelle mit bester Aussicht

Als Projekt sorgte sie schon für unzählige Diskussionen, die Wohnüberbauung an bevorzugter Lage in Oberseen. Seit einem Jahr wird nun gebaut. Ein Zwischenbericht.

Dass sich in der Breite bei Oberseen einiges tut, ist unübersehbar. Spätestens seit dem Sommer ist die grosse Baustelle oberhalb des alten Dorfkerns von weit herum sichtbar. Wo früher Ostbäume und Weide waren, soll ein neues Quartier mit rund 140 Wohnungen entstehen. Ein Jahr ist es her, dass die ersten Baumaschinen aufgeföhren sind.

Als Erstes galt es, das Baugebiet und künftige Wohnquartier von der Ricketwilerstrasse her zu erschliessen. Knacknuss war dabei der zu durchquerende Hang, der wegen zahlreicher Wasseradern als stark rutschgefährdet gilt. Das Problem habe mit massiven Naturstein-Stützmauern samt zusätzlichen Betonfundamenten gelöst werden können, erläutert Architekt und Ko-Bauherr Otmar Gnädinger von der «Baugesellschaft Oberseen», der Besitzerin des 48000 Quadratmeter grossen Areals. Inzwischen ist die Erschliessungsstrasse fertig gebaut. Mit einer zehnpromzentigen Steigung im

unteren Teil gehört die künftige Sonnenbühlstrasse zu den steilsten Strassen auf Stadtgebiet.

## Als Nächstes die Wohnhäuser

Fertig erstellt ist auch eine Trafostation, die unter anderem während der Bauarbeiten den Strom für die Baukrane liefern wird. Ebenso ist schon ein Teil der Fundamente für die ersten Wohnhäuser betoniert. Gegenwärtig werden die bis zu 200 Meter tiefen Bohrungen für die Erdsonden der Wärmepumpen durchgeführt. Dank günstiger Wetterbedingungen sei man mit den Arbeiten im Fahrplan weiter als vorgesehen, sagt Gnädinger. «Bei Schneefall wird aber unterbrochen.»

Im Vorfeld der Bauarbeiten waren Befürchtungen ob der zu erwartenden Bauemissionen, insbesondere Lastwagenfahrten in der Nähe des Oberseener Schulhauses, laut geworden. Nebst zusätzlichen Parkverböten, Signaltafeln und Tempolimiten hatte die Stadtpolizei vermehrte Ge-

schwindigkeitskontrollen in Aussicht gestellt. Diese hätten auch stattgefunden, sagt Erich Schanderhazi von der Abteilung Verkehrstechnik. Dabei seien auch vereinzelte Bussen verteilt worden, krasse Überschreitungen habe es aber trotz verlängerter Tempo-30-Zone nicht gegeben. Aus Sicht der Polizei verlaufe der Baustellenverkehr bisher «optimal», auch habe es seines Wissens keine Reklamationen vonseiten der betroffenen Anwohner gegeben.

Der Kontakt zu diesen bestehe weiterhin, sagt Gnädinger. So würden die Nachbarn bei der Gestaltung der Aussenbereiche miteinbezogen, auch sei während der Schönwetterperioden auf deren Klagen hin mehr Wasser gespritzt worden, um den unvermeidlichen Baustaub zu binden. Mehrverkehr und andere Unannehmlichkeiten seien unvermeidlich, räumt er ein. «Dass zügig gebaut wird, ist darum auch im Interesse der Anwohner.»

## Die Hälfte aus Winterthur

Zufrieden zeigt man sich auch, was das Käuferinteresse betrifft. Von den 47 Eigentumswohnungen und 10 Einfamilienhäusern der ersten Etappe sind

zwei Drittel verkauft, und das vor dem eigentlichen Baubeginn und bei Preisen zwischen 480000 (2,5 Zimmerwohnung) und 2 Millionen Franken (Attikawohnung). Interessant ist die Herkunft der Käuferschaft, wurde doch in der politischen Diskussion im Vorfeld von den Stadtverantwortlichen immer wieder das Argument der «guten Steuerzahler» ins Feld geführt, die nach Winterthur an diese bevorzugte Wohnlage gelockt werden sollten. Ähnlich ist das in Oberseen nun nur bedingt der Fall, stammen doch 57 Prozent der bisherigen Käufer aus Winterthur selbst, ein Viertel aus Gemeinden der näheren Umgebung und je 10 Prozent aus der Stadt Zürich und anderen Kantonen.

Die ersten «Breite»-Bewohner werden 2012 in ihre neuen Wohnungen einziehen können. Im kommenden März kommen weitere 24 Einfamilienhäuser und 55 Wohnungen auf den Markt. Falls alles weiterhin wie geplant verläuft, wird die zweite Bauetappe (von insgesamt dreien) Anfang nächsten Sommers in Angriff genommen. Die Bauherren hoffen, ihr Projekt bis Mitte 2013 abgeschlossen zu haben.

JEAN-PIERRE GUBLER

## LOMO

VON JOHANNES BINOTTO



## Plastikabfall in der Nahrungskette

Nachdem letzte Woche unser Bundesamt für Statistik vor der hohen Zahl an Übergewichtigen warnte, hören wir diese Woche, wie in Amerika der Staat aktiv gegen die Volkskrankheit vorgeht: In San Francisco ist es ab Dezember verboten, dass Fast-Food-Ketten bei den ungesunden Kinder-Pommes Spielsachen dazulegen, weil diese die Kleinen zu ungesundem Essen verführen würden. In den Zeitungen war zu lesen: «Nach der neuen Regelung dürfen Fast-Food-Menüs für Kinder kein Spielzeug mehr enthalten, wenn sie mehr als 640 Milligramm Natrium oder über 600 Kalorien enthalten.» Beim Lesen fragte ich mich einen Moment verwirrt, was denn nun genau 640 Milligramm Natrium enthalten darf, das Kindermenü oder das Spielzeug.

Mein Verleser ist übrigens gar nicht so absurd. Wer schon einmal in eine Happy-Meal-Tüte geblickt hat, wird auch schon gerätselt haben, ob im Spielzeugdrachen aus Kunststoff nicht vielleicht tatsächlich mehr Nährstoffe drin sind, als im schaumstoffigen Hamburger, mit dem er geliefert wurde. Hatte nicht unlängst die Fotografin Sally Davies dokumentieren wollen, wie sich ein BigMac langsam zersetzt und musste dabei feststellen, dass dieser auch nach sechs Monaten an der warmen Luft noch immer gleich aussieht?

Offenbar sind also die Hamburger sowieso aus Plastik. Da könnte man in Zukunft auch das Happy Meal ganz weglassen und nur noch die Spielzeugbeilage verkaufen – zum Knabbern und Spielen gleichzeitig. Im Verspeisen von Kunststoff sehe ich indes nur ausgleichende Gerechtigkeit: Jeder der weiss, wie viel Plastikmüll in unseren Weltmeeren herumtreibt und von den Meerestieren verschluckt wird, muss sowieso davon ausgehen, dass er schon bald Dorschknusperli vorgesetzt kriegt, die bereits eingeschweisst waren, als man sie aus dem Wasser fischte.

Den Plastikabfall, den wir nicht zuletzt mit unserem Essverhalten verursachen, landet irgendwann wieder auf unserem Teller. So schliesst sich die Nahrungskette. Immerhin: Wenn nur noch PVC zu essen gibt, gibts dafür weniger Übergewichtige. Das Bundesamt für Statistik wüirds freuen.

## ANZEIGE

«Ich stimme Nein, weil kriminelle Ausländer auch heute schon ausgeschafft werden!»

Martin Geilinger, Kantonsrat Grüne



2 x Nein zur Ausschaffungsinitiative und zum Gegen-vorschlag!

Abstimmung 28. November 2010



# Wer heile Welt erlebt, kann Unheil ertragen

Der Kinderliedermacher Andrew Bond sprach im StadTalk über sein Theologiestudium, seinen Hauptberuf als Hausmann und die ihm manchmal vorgehaltene «heile Welt» in seinen Texten.

Die Herkunft prägt: Andrew Bond, Mitte der Sechzigerjahre in England geboren, verbrachte seine ersten Lebensjahre im Kongo. Das einst von den Belgiern kolonisierte Land war gerade unabhängig geworden und suchte nach ausländischen Lehrkräften, da diese im Land fehlten. Bonds Eltern bewarben sich an einer ökumenisch geleiteten Schule. Für Andrew Bond bedeutete dies: Zu Hause sprach er mit der Mutter Deutsch, dem Vater Englisch. Daneben lernte er Französisch und Kigongo.

Noch heute sei seine Mutter an jener Schule im Kongo sehr engagiert. Darum

organisiert Bond hin und wieder Benefizveranstaltungen, um die Schule zu unterstützen. Nach vier Jahren zog die Familie wieder zurück nach Nordengland. «Eine vernachlässigte Gegend», erinnert sich Bond. Der vielen geschlossenen Kohlengruben wegen herrschte hohe Arbeitslosigkeit. Nach Schulabschluss hätten sie jeweils einen grossen Bogen ums Pub gemacht, in dem die arbeitslosen Minenarbeiter ihren

Kummer im Bier ertränkten. Das Einzige, was den Leuten in der Hoffnungslosigkeit geblieben war, war die Musik. «Die war sehr wichtig.» Brass Bands seien jeweils laut spielend durch die Strassen gezogen und für kurze Momente hätten die Leute ihre Tristesse vergessen. Die Bonds zogen später in die Schweiz, doch der Vater fand keine Arbeitsstelle, kümmerte sich stattdessen um Haushalt und Familie, und die Mutter ging arbeiten.

Diesen Hintergrund vor Augen, erstaunt die weitere Biografie von Andrew Bond nicht: Er studierte Theologie, arbeitete als Religionslehrer und leitete ein Jugendhaus. Nach seinem Beruf gefragt, antwortet er jeweils: «Ich bin Hausmann; das Basecamp für unsere Kinder. Nebenher mache ich noch Musik.» Und das erfolgreich.

Mit seinen rockigen und bluesigen Liedern hat er die Kindermusik in der Schweiz revolutioniert.

Und das kam so: Als er

vor etwa zehn Jahren mit seinen beiden Kindern am Guetslibacken war, hörten sie dazu Weihnachtslieder. Stilrichtung: Volksmusik. Aber er hatte das Bedürfnis nach einem anderen Musikstil und so komponierte er eigene Weihnachtslieder für Kinder, die er auf eine erste CD brannte: «Zimetschern han i gern». 300 Stück musste er produzieren lassen, weniger war nicht möglich. «Offenbar war ich mit meinem Bedürfnis nicht allein», kommentiert er seinen heutigen Erfolg als Kinderliedermacher.

## Weder Gewalt noch Pädophilie

Sein Zielpublikum sind Zwei- bis Zehnjährige. Das Alter der Kinder sei auch der Grund, warum er keine «Problempädagogik» in seinen Liedern anspreche, kontert er den Vorwurf von StadTalk-Moderatorin und «Landbote»-Redaktorin Karin Landolt, seine Liedinhalte priesen eine heile Welt. «Ich kann den Kindern doch nicht Themen wie Gewalt oder Pädophilie an den Kopf klatschen.» Zudem ist er überzeugt: «Wenn ein Kind die heile Welt kennt und erlebt, kann es die unheile Welt besser ertragen.»

Auf die Befürchtung einiger Eltern, in seinen Liedern versteckten sich missionarische Botschaften, antwortet er: «Ich bezeichne mich als gläubigen Menschen, aber ich bin keine moralische Instanz für andere.»

REGINA SPEISER



«Ich bin Hausmann – nebenher mache ich Musik»: Andrew Bond. Bild: Heinz Diener